

Er hiess der «schwarze Mozart»

Im 18. Jahrhundert war er ein Superstar. Nun erzählt ein Film Joseph Bolognes Leben und bleibt dabei seicht – wäre da nicht der Soundtrack. **Von Anna Kardos**

Er wurde als der «schwarze Mozart» bezeichnet, komponierte 6 Opern, 18 Quartette und 14 Violinkonzerte, war nicht nur Lieblingsmusiker von Königin Marie Antoinette, sondern nach einer spektakulären Serie von Zweikämpfen im Fechten auch ein umschwärmtes Mitglied der Pariser Gesellschaft, kurz: Er war ein Superstar des 18. Jahrhunderts.

Doch heute kennt kaum jemand Joseph Bologne, den Chevalier de Saint-George. Erst seit wenigen Jahren wird seine Musik wieder aufgeführt (die Sinfonie No. 2 am Lucerne Festival, seine einzige erhaltene Oper am Theater St. Gallen). Davor war er 220 Jahre lang vergessen. Denn die Werke des «Chevalier» wurden von Napoleon persönlich verboten, folglich auch seine Partituren nicht aufbewahrt – und die offizielle Geschichtsschreibung war sich für Bolognes Erfolge sowieso zu schade. Die Metamorphose vom Superstar zum Niemand hatte einen einzigen Grund: Joseph Bologne war schwarz. Sohn eines Adligen und einer Sklavin.

Regisseur Stephen William hat also einiges nachzuholen in seinem biografisch inspirierten Spielfilm «Chevalier». Und er tut das mit den Mitteln des Kitschs. Hinsichtlich der Ausstattung mag das authentisch sein: Paris zur Zeit von Marie-Antoinette hiess: Puder, Schleifen, Tapeten, wohin man blickt. Das ist auch die Kulisse, in der Bologne (Kelvin Harrison Jr.) mit dem Partyadel seinen neuesten Erfolg feiert und dabei der verheirateten Marquise de Montalembert (Samara Weaving) begegnet. Inmitten des überbordenden Poms singt sie eine schlichte Arie. Wie gewagt! Die beiden werden ein Paar, professionell wie privat. Und ihre verbotene Liebe ist es, die den Film vorantreibt.

Am Leben vorbei gefilmt

Denn die übrige Dramaturgie ist holzschnittartig. Ihre Stationen heissen: Verleugnung der eigenen Herkunft, Erfolg durch Ehrgeiz, private und berufliche Katastrophe, Katharsis – und Zurückfinden zu den eigenen Wurzeln. All das wird der Lebensgeschichte von Bologne aber übergestülpt, statt dass man vom Leben ausginge und daraus die Dramaturgie entwickelte. Auch vom Cast wird der Mangel an Tiefe kaum aufgefangen.

Mitreisend wirkt nicht einmal die Szene, in der Bologne und seine Musikerinnen vom Erfolg seiner Oper beim Musik-Komitee erfahren – und für Bologne damit die Leitung der Opera National – sein Lebensziel! – in greifbare Nähe rückt. Auch emotionale Abgründe wirken schematisch dargestellt. Etwa, als die Marquise und der Chevalier um ihr gemeinsames Kind trauern, das vom Ehemann der Marquise als sichtbares Resultat eines Seitensprungs getötet wurde: «Er tötete mein Kind!», «Mein Kind. Das ich in mir trug!». «Er war schön.» Mehr ist da nicht.

Obwohl da durchaus mehr wäre. Es gibt grossartige Spielfilme über das Leben von



Komponisten: «Immortal Beloved» mit Gary Oldman als Beethoven, oder «Amadeus» von Milos Forman mit Tom Hulce als Mozart sind Beispiele, in denen die Regie eine künstlerische Haltung zum Stoff entwickelt und ihre Protagonisten als komplexe Persönlichkeiten zeichnet. Gemessen daran bleibt «Chevalier» hinter seinen Möglichkeiten zurück, umso mehr, als Bolognes Leben einiges an Zerrissenheit mitgebracht hätte: Schwarz und Weiss, Metropole und Kolonie, Hochkultur und Leibeigenschaft, Bevorzugung und Benachteiligung prallten bei ihm in ein und derselben Person aufeinander.

Der Tiefgang einer Netflix-Serie

Doch vieles davon bleibt aussen vor. Was man stattdessen gezeigt kriegt, ist hübsche Unterhaltung vom Tiefgang der Serie «Bridgerton». Ist der Film also nur seichter Zeitvertreib?

So einfach ist es nicht. In den vergangenen Wochen entflammte «Arielle», die Neuverfilmung des Disney-Klassikers von 1989, eine heftige Kontroverse. Weil mit der Protagonistin Halle Bailey zwar eine Person of Colour für diese berühmte weisse Figur gecastet wurde, aber Bailey in das bestehende Schema des Klassikers verpflanzt wird, ohne dass Disney versucht hätte, eine neue Perspektive auf den Stoff zu entwickeln.

In dieser Hinsicht ist «Chevalier» anders. Weil es kein Remake ist, sondern die genuine Lebensgeschichte einer Person of Colour. Und vor allem auch, weil es den Umstand

aufzeigt, dass diese Person es im Paris des 18. Jahrhunderts zu gesellschaftlicher Akzeptanz und Erfolg bringen konnte – bis Napoleons Regime sowie die Geschichtsschreibung dafür sorgten, dass dieser Umstand im Nachhinein gründlich vergessen wurde.

Und da ist auch noch die Musik. Für ein fiktives musikalisches Duell zwischen Bologne und Mozart gelingt es dem Filmmusikkomponisten Kris Bowers nicht nur, Mozarts A-Dur-Violinkonzert eine zweite Solostimme hinzuzufügen, die sich an die ursprüngliche Solostimme anlehnt, aber eine eigene Tonalität entwickelt.

Auch eine kleine Melodie, die Josephs Mutter ihm einst als Wiegenlied vorgesungen hatte, taucht wie ein Leitmotiv an den dramaturgischen Wendepunkten des Films auf. Erst lehnt Joseph das aus sechs einfachen Tönen bestehende Liedchen als zu simpel ab («Man muss sich an die Standards halten»); doch als er über die zerbrochene Beziehung zur Marquise trauert, spielt er sie auf der Geige zum Trost für sich selbst, zum Schluss wird sie sogar das Hauptthema seiner Sinfonie, die zum Ausbruch der Revolution beiträgt. So sind es sechs einfache Töne, die für jene Tiefe sorgen, welche dem Szenischen abgeht. Und man hört zwei Stunden gerne hin. Das ist für einen Film über ein Komponistenleben gar nicht so schlecht.

«Chevalier», Regie: Stephen William, Drehbuch: Stefani Robinson. Mit Kelvin Harrison, Minnie Driver u. a. USA, 2022. Auf Disney+.

Soll sogar Mozart inspiriert haben: Der Komponist Joseph Bologne (Kelvin Harrison Jr.) im Film «Chevalier». Joseph Bologne (Kelvin Harrison Jr.) im musikalischen Duell mit Mozart (Joseph Prowen). Szene aus dem Film «Chevalier»

Basel in Bestform

Heute schliesst die 53. Auflage der Art Basel ihre Tore. Die Besuchermassen konnten auf der wichtigsten Kunstmesse der Welt einmal mehr hohe Qualität geniessen.

In Basel weiss man, worum es geht: In den Trams verkündet die Stadt, dass die Art Basel 43 000 Übernachtungen bringt und gegen 15 000 Helfende im Einsatz sind. Rund 90 000 Besucherinnen und Besucher wollen sehen, was 284 Galerien aus 36 Ländern an die beste und wichtigste Kunstmesse der Welt gebracht haben. Für den neuen CEO Noah Horowitz ist die Stammesmesse in Basel schlicht «der wichtigste jährliche Termin im Kunstmarktkalender».

Damit das so bleibt, hat man in Basel einiges unternommen: Die Galerien müssen Hotelzimmer nicht mehr für sechs Tage buchen, das Eintrittsticket berechtigt zur ÖV-Benutzung, ein neckisches Rheinschwimmen der Galeristen gab's obendrauf. Die Museen bieten ohnehin hochkarätige Ausstellungen. Schliesslich will man nach der Basel World nicht auch noch die Art Basel verlieren, nachdem diese letztes Jahr in Paris eine vierte Messe eröffnet hat.

Von Verdruss war nichts zu spüren. So voll war die Art Basel in den VIP-Tagen schon lange nicht mehr. Die Menschen sind hungrig danach, Kunst live zu erleben, und schoben sich durch die Gänge. Die Asiaten und Amerikaner sind weitgehend wieder zurück in Basel, und das Geschäft lief für viele ziemlich gut. Hauser & Wirth, neben Gagosian der Champion des schnellen Verkaufs, hat bestätigt, am ersten Tag Kunst für über 60 Millionen Dollar umgesetzt zu haben. Die Sammler recherchieren gründlicher, aber sie kaufen, auch im hochpreisigen Bereich. Bei kleineren Galerien ist das Bild differenzierter. Die Rückgänge bei den Auktionen waren an der Messe nicht unbedingt spürbar.

Dafür ist in erster Linie die Qualität der Werke ausschlaggebend. «Wenn sie so hoch bleibt und keine Fehler gemacht werden, bleibt Basel unübertroffen», sagt Marc Payot von Hauser & Wirth. Dass es ziemlich laut zugeht, passt ebenso zum Zeitgeist wie Malei in grellen Farben und mit grobem Pinselstrich. Wandfüllende Arbeiten wie Ai Weiweis «Letztes Abendmahl» in Legosteinen bei der Berliner Galerie Neugerriemschneider passten dazu. Instagram zeigt seine Wirkung. Gleichwohl war Fotografie weniger angesagt; selbst Thomas Ruff, der Alleskönner unter den Fotokünstlern, liess von Bildvorlagen Wandteppiche fertigen. Textiles ist überall, genährt wird derzeit gern.

Zur Gegenwart passt auch politisch harte Kunst, etwa zu Mexikos Drogentoten und den Flüchtlingslagern der Rohingya bei Peter Kilchmann. Und noch nie waren so viele Kunstschaffende aus Afrika an der Messe. Sie sind politisch, brachial, subtil, persönlich. Dass die Art Basel sich ihnen öffnet, ist ein Gewinn für die Zukunft. *Gerhard Mack*

Kurz und gut

Literatur

Biografie ★★★★★
Marta Kijowska: Nichts kommt zweimal vor. Wislawa Szymborska. Schöfling 2023, 320 S., um Fr. 42.-.

Dass die polnische Dichterin Wislawa Szymborska (1923–2012) zu den grossartigsten Lyrikerinnen unserer Zeit zählte, wissen wir. Was wir dagegen nicht wussten und hier erfahren: was für eine lebhaft, witzige und schillernde Figur die Nobelpreisträgerin des Jahres 1996 war. Die in München lebende Journalistin Marta Kijowska schildert sie in ihrer Biografie einerseits als elegante, öffentlichkeitsscheue Dame, andererseits aber als quirliche Kettenraucherin, die Limericks zitiert, für Ella Fitzgerald schwärmt und Schabernack liebt. Eine Fundgrube! (pap.)

Kunst

Ausstellung ★★★★★
Pia Fries. Kunsthaus Baselland, bis 9. 7.

Das Bild ist ein Kampfplatz, aber nicht nur. Da liegen schwere Farbmassen auf dem Träger. Doch gleich daneben öffnen sich helle Räume. Gelegentlich scheinen Siebdrucke auf, wie der fragmentierte Körper eines Herkules von Hendrik Goltzius. Pia Fries, 1955 in Beromünster geboren, hat Bildhauerei ebenso studiert, wie sie Meisterschülerin bei Gerhard Richter war. Ein Bild hat für sie immer einen Raum und prägt den Raum, in dem es hängt. Die präzise Ausstellung zeigt die Werkentwicklung auf. Die neueste Arbeit mit hellen Siebdrucken auf grossen Papieren hat die Weite von Claude Monets Seerosendekoration. Eine wunderbare Befreiung! (gm.)



Zerbrochene Männlichkeit: Pia Fries malt Herkules.

Serie

Dokudrama ★★★★★
«The Days» von Jun Masumoto. Netflix.

Hinter dem unscheinbaren Titel steckt eine Serie, die sich den entscheidenden acht Tagen der Nuklearkatastrophe von Fukushima widmet. Basierend auf dem Untersuchungsbericht, Memoiren des Stationsleiters und einem Sachbuch mit Augenzeugenberichten, gibt die Erzählung einen glaubwürdigen Einblick in die Abläufe um den grössten Atomunfall dieses Jahrhunderts. Stationsleiter Yoshida (Koji Yakusho) dient als Schlüsselfigur zwischen der Politik und verzweifelten Arbeitern, die sich dem sicheren Tod aussetzen. Die letzte Episode scheint politisch motiviert, aber der menschengeschaffene Horror wird gut spürbar. (spo.)

Pop/Rock

Zeitreise ★★★★★
Walter Frosch: A Sea Of Broken Light. Irascible.

Achtung, Originalitäts-Alarm: Hinter dem Duo, das sich nach dem kettenrauchenden Bundesliga-Verteidiger Walter Frosch benennt, stecken die Schaffhauser Rune Dahl Hansen und Mike Saxer. Die Vorbilder, die man aus ihren Songs heraushören kann, gibt es heute nur noch als Leichen bei H&M zu kaufen: The Jesus & Mary Chain, My Bloody Valentine, Pet Shop Boys, Joy Division. Doch da Saxer und Hansen noch nicht auf der Welt waren, als ihre Helden wirkten, seien sie vom Vorwurf befreit, unverdrossene Nostalgiker zu sein. Was sie aus Synthie, E-Gitarre und Drum-Computer basteln, klingt jedenfalls bestechend gut (und echt). (fh.)

Klassik

Sinfonien ★★★★★
Franz Schubert: Symphonies Nos. 5 & 7. Freiburger Barockorchester. Harmonia Mundi.

Der Sportlichste war Franz Schubert nun nicht gerade. Seine Freunde nannten ihn «Schwammerl», wegen seiner kleinen und etwas unersetzten Statur. Wie sportlich-elastisch Schuberts Musik sein kann, zeigen jetzt das Freiburger Barockorchester und der Dirigent Pablo Heras-Casado. In der «Unvollendeten» hat das Ensemble etwas Federnendes, die Tempi sind zügig, die Stimmen pulsieren. Trotzdem werden die Details mit Sorgfalt ausgestaltet: Der Klang der Geigen erzählt von Verzweiflung, und die Melodie in den Celli, die wie eine Dreheier klingt, erinnert an die Ausweglosigkeit der «Winterreise». (ank.)